

Ingo von Münch

Promotion

3. Auflage

Mohr Siebeck

Inhalt

Einführung	vii
I. Ein Mensch mit Dokortitel – etwas Besonderes?	I
II. Warum promovieren? Gründe dafür und dagegen	6
III. Doktorvater und Doktormutter	16
IV. Thema der Dissertation	30
V. Doktorandenbetreuung	42
VI. Doktorandinnen	49
VII. Finanzierung der Promotion	59
VIII. Unvollendete Dissertationen	79
IX. Die Dauer des Schreibens	87
X. Die Dauer des Verfahrens	95
XI. Von non rite bis summa cum laude – die Benotung	106
XII. Die mündliche Prüfung	116
XIII. Das Alter der Promovierten	126
XIV. Danach: Promotionsfeier, Veröffentlichung, Titelführung	132
Anhang: Dr. honoris causa und Dr. pecuniae causa	158
Anmerkungen	173
Personenverzeichnis	214

II. Warum promovieren? Gründe dafür und dagegen

Als ich den Doktor gemacht hatte,
sagte mein Mann: »Daß Du den
Doktor hast und ich nicht, das halte
ich nicht aus.«

Ehefrau eines Doktoranden

Abgesehen von der Verleihung eines Ehrendoktors werden Dokortitel nicht geschenkt. Voraussetzung für eine »normale« Promotion ist ein erfolgreicher Abschluß eines Hochschulstudiums, dies in der Regel mit einer überdurchschnittlichen Note; eine erfolgreiche Suche nach einem Betreuer der Dissertation, d. h. einem »Doktorvater« oder einer »Doktormutter«; eine erfolgreiche Suche nach einem geeigneten Thema für die Doktorarbeit; in den nicht seltenen Fällen, in denen die Finanzierung des Promotionsvorhabens nicht von Hause aus gesichert ist, die erfolgreiche Suche nach einer bezahlten Promotionsstelle (meist an einer Hochschule) oder nach einem Stipendium; ein oft jahrelanges Schreiben der Doktorarbeit; das Bestehen der mündlichen Doktorprüfung; die Suche nach einem Verlag für die Veröffentlichung der Doktorarbeit; die Finanzierung der Veröffentlichung. Alles zusammengenommen ist das Promovieren ein ziemliches Kreuz – warum (er-)trägt man es, geduldig oder ungeduldig?¹

Die Motive zu promovieren sind unterschiedlich. Dieter Wedel, Produzent und Regisseur von Filmen und Mammut-Fernsehproduktionen (z. B. »Der große Bellheim« [1993]; »Der König von St. Pauli« [1998]; »Affaire Semmeling« [2002]), promovierte im Fach Theaterwissenschaften mit einer 450 Seiten umfassenden Dissertation über »Erscheinungsformen des Expressionismus, nachgewiesen am Beispiel der Frankfurter Theater von 1921 bis 1928«; seinen Doktor machte er, wie er selbst sagt, »seiner Mutter zuliebe«. ² Nicht »nur« um eine Mutter, sondern um ganze Generationen ging es in der Familie *von Pfuel*. Die Pfuels gehörten nicht nur zu den Familien mit den größten Besitzungen und Einkünften in Brandenburg, bekleideten nicht nur hohe Staatsstellungen, sondern allein 32 Pfuels studierten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an der Universität Frankfurt an der Oder: »Den Doktor der Rechte zu erwerben, war Familientradition.« ³

Ein ungewöhnliches Motiv den Dokortitel zu erwerben schildert *Theodor Fontane*, der nicht nur in seinen »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« die Besitztümer der Pfuels aufzählt, sondern der in seinem Roman »Der Stechlin« von einem Musiker berichtet, der »aus einer Art Verzweiflung Doktor geworden ist«. Konkret geht es um Dr. Wrschowitz, dessen Vater, »ein kleiner Kapellmeister von der tschechisch-polnischen Grenze«, aus Schwärmerei für den damals bedeutendsten Musiker der Romantik in Dänemark, *Niels Gade*, seinen Sohn auf den Vornamen Niels hatte taufen lassen. Für den inzwischen erwachsenen Sohn wurde jedoch *Niels Gade* zum »Inbegriff alles Trivialen und Unbedeutenden«. Die Romanfigur des alten *Graf Barby*, für dessen Tochter

Armgard der junge *Woldemar von Stechlin* sich interessiert, läßt *Fontane* in einem Zwiegespräch mit *Woldemar* den zur Promotion führenden Verzweiflungsakt wie folgt erklären: »*Wrschowitz* hieß nämlich bis vor zwei Jahren, wo er als Klavierlehrer, aber als ein höherer (denn er hat auch eine Oper komponiert), in unser Haus kam, einfach *Niels Wrschowitz*, und er ist bloß Doktor geworden, um den *Niels* auf seiner Visitenkarte loszuwerden.«⁴

Die Geschichte des Dr. *Wrschowitz*, der auf den Gedanken kam, seinen (von ihm ungeliebten) Vornamen *Niels* »auf seiner Karte durch einen Dokortitel wegzueskamotieren«, ist eine Romangeschichte aus dem Jahre 1899. Wirklichkeit aus dem Jahre 1998 schildert die Bremer Sozialwissenschaftlerin *Sibylle Tönnies*, die die fehlenden Berufschancen der jüngeren Generation beklagt: »Da fährt ein Elektrotechniker Taxi und sieht sein mühsam angelerntes Wissen verfallen. Da wartet ein junger Theologe zusammen mit vierhundert anderen auf eine der fünfzig Pfarrstellen, die seine älteren Amtsbrüder durch Lohnverzicht freigemacht haben. Da macht eine Ernährungswissenschaftlerin ihren Doktor, nur weil sie nichts Besseres zu tun hat.«⁵

Die genannten Motive, das Kreuz einer Promotion auf sich zu nehmen, sind allerdings mit Sicherheit nicht typisch. Für die Beantwortung der Frage nach dem Sinn des Promovierens lohnt sich ein Blick in die Geschichte des Promotionswesens, die an den Universitäten des Mittelalters beginnt.⁶ Die mittelalterliche Universität – im folgenden grob skizziert – gliederte sich in vier Fakultäten: die Artistenfakultät, die medizinische Fakultät, die juristische Fakultät und die theologische Fakultät. In der Artistenfakultät wurden die »Sieben Freien Künste« (»septem

artes liberales« – daher »Artisten« genannt⁷⁾ unterrichtet, d. h. eine Anzahl von »Schul«-Fächern in den Geistes- und Naturwissenschaften (Latein; Rhetorik; Dialektik; Logik; Metaphysik; Ethik; Mathematik).⁸ Das Studium an der Artistenfakultät – in der heutigen Hochschulsprache eine Art »Studium generale« – war über das Mittelalter hinaus für diejenigen Studiosi obligatorisch, die an einer der »höheren« Fakultäten, also der medizinischen, juristischen oder theologischen⁹, weiterstudieren wollten.¹⁰ Die Titel »magister« und »doctor« (von docere = lehren) wurden bis in das 15. Jahrhundert hinein synonym verwendet; erst von dann ab wurde der magister als Abschluß des Studiums an der Artistenfakultät und der doctor als Abschluß des Studiums an einer der höheren Fakultäten gebräuchlich.¹¹

Beide Titel, also sowohl der magister als auch der doctor, dienten eigentlich einem universitätsinternen Ziel, nämlich der Gewinnung des wissenschaftlichen Nachwuchses: Der magister artium unterrichtete die Studenten an der Artistenfakultät, die doctores lehrten an ihrer medizinischen, juristischen oder theologischen Fakultät. Die Doktoren von damals waren also die Professoren von heute.¹² Allerdings waren die Universitäten jener Epoche bald nicht mehr in der Lage, alle Doktoren als Lehrende aufzunehmen; die Zahl der Doktoren war dafür zu groß.¹³ Es gab deshalb in Deutschland nun Doktoren (und Magister) auch außerhalb der Universitäten: »Daß ein Titelwesen, das eigentlich intern zur Nachwuchsregelung ausgebildet worden war, so ungeheuren auswärtigen Erfolg – bis heute – davontrug, ist wahrhaft erstaunlich und läßt sich ohne die Zuneigung und Förderung der Kirchen und der Höfe nicht den-

ken.«¹⁴ Jedenfalls bedeutete ein akademischer Grad sozialen Aufstieg: »Der Dokortitel war dem Adelsprädikat in etwa gleichwertig. Man konnte in den Staats- und Kirchendienst eintreten, wobei die Jurisprudenz und die Medizin als *scientiae lucrativae* (lukrative Wissenschaften) galten, während die *artes liberales* zumeist als »brotlose Künste« angesehen wurden, da die Vielzahl der die Universität verlassenden *magistri artium* als Schreiber oder Lehrer kaum hohe Einkommen erlangte.«¹⁵

Historisch gesehen war also der Doctor zugleich der akademische Lehrer an den höheren Fakultäten der Universität. Selbst als die große Mehrzahl der Doctores nicht mehr an den Universitäten ihrem Broterwerb nachging, blieb die Promotion noch für lange Zeit die einzige Voraussetzung für die Qualifikation als Professor an einer Universität: Der doctor konnte ohne zusätzliche Prüfung überall (und über alles) lehren. Jedoch gelangte man Anfang des 19. Jahrhunderts, vor allem wegen der Mißwirtschaft, die bei der Vergabe des Dokortitels eingerissen war, zu der Einsicht, daß die unbeschränkte Zulassung aller doctores zum akademischen Lehramt, insbesondere in der Medizin, nicht mehr tragbar sei. Die Universität Berlin, eine Frucht der Humboldtschen Universitätsreform, war die erste Universität in Deutschland, die in ihren Statuten von 1816 für die Erteilung der Lehrbefugnis zusätzlich zur Promotion eine weitere Qualifikation, nämlich die Habilitation, forderte. Dem Vorbild der Berliner Universität schlossen sich bald alle deutschen Universitäten an, zuletzt die Universität Kiel, die noch bis 1869 am doctor alter Form festhielt.

Die Habilitation war bis vor kurzem in der Regel die Voraussetzung für die Berufung auf eine Professur; aller-

dings waren Ausnahmen vom Erfordernis der Habilitation zulässig und durchaus üblich, z.B. bei Berufungen von Hochschullehrern aus dem Ausland oder bei Berufungen an technischen oder künstlerischen Hochschulen. Insgesamt gesehen war dieses System gut.¹⁶ Demgegenüber ist die von der damaligen SPD/GRÜNE-Bundesregierung im Jahr 2002 eingeführte Juniorprofessur¹⁷, mit der die Habilitation faktisch entwertet wird (da nicht mehr Voraussetzung für die Berufung auf eine Professur), keine Verbesserung, sondern eine Qualitätsminderung. Jedoch bleibt auch unter der neuen Hochschulrechtslage die Promotion als regelmäßige Voraussetzung für eine Berufung als Hochschullehrer bestehen.

Da für keinen anderen Beruf die Promotion ein regelmäßig unerläßliches Qualifikationserfordernis ist, auch nicht – wie der Laie irrtümlich oft meint – für den Beruf des Mediziners, liegt ein zwingender Grund zum Promovieren nur für diejenigen vor, die den Beruf des Hochschullehrers ergreifen wollen. Eine Besonderheit gilt zudem für die Tätigkeit als Anwalt in Kirchenrechtssachen nach dem innerkirchlichen Recht der römisch-katholischen Kirche: diese Anwälte müssen katholisch sein und »Doktor im kanonischen Recht oder sonst wirklich sachkundig«; sie bedürfen der Zulassung (Approbation) durch den Diözesanbischof (Codex Iuris Canonici von 1983, Canon 1483).¹⁸

Außerhalb einer Hochschulkarriere ist das Erfordernis der Promotion höchst unterschiedlich intensiv. Für das Fach Chemie hat *Helmut Schwarz*, Professor an der Technischen Universität Berlin und Kurator des Fonds des Verbandes der chemischen Industrie, darauf hingewiesen, daß das Chemiestudium jedenfalls bisher sehr

eng auf eine spätere Forschungstätigkeit in der Großindustrie ausgerichtet ist, woraus folgte: »Etwa 90 Prozent aller Chemiestudenten schließen eine auf Forschung ausgerichtete Ausbildung mit der Promotion ab. Das hat dazu geführt, daß bis in die jüngste Vergangenheit die Promotion de facto der berufsbefähigende Abschluß war.«¹⁹ Bestätigt wird diese Aussage von einer neueren Studie der Gesellschaft Deutscher Chemiker, wonach 31% aller Chemiker nach ihrem Diplom erst einmal an der Hochschule bleiben, um zu promovieren.²⁰ Ein Reformentwurf – die »Würzburger Denkschrift« – regt demgegenüber eine neue Gliederung der Ausbildung für Chemiker an: Ein sechssemestriges Basisstudium soll künftig ein breites fachliches Fundament vermitteln. In den folgenden vier Semestern absolvieren die Studenten wahlweise ein forschungsorientiertes Studium, das mit der Promotion abschließt, oder eine anwendungsorientierte Ausbildung mit dem Abschluß Diplomchemiker oder ein Zusatzstudium in einem nichtchemischen Fach, etwa Rechts- oder Wirtschaftswissenschaften, Informatik oder Medienwissenschaften.²¹

Wie bisher in der Chemie so ist auch in der Biotech-Branche die Promotion stark gefragt: »Wer wirklich Karriere machen will, muß promovieren« wird die Geschäftsführerin des Beratungsunternehmens Bioalliance zitiert.²² Von der Biotechfirma Qiagen wird berichtet, sie setze selbst im Vertrieb nur Promovierte ein; als Grund dafür wird angegeben: Die Außendienstler müßten die Sprache der Kunden sprechen.²³

Für andere Berufe spielt die Promotion eine unterschiedliche Rolle. Allgemeingültig ist vermutlich lediglich die Warnung des Leiters Nachwuchsgruppe bei der

Deutschen Bank, *Ottmar Kayser*. »Niemand sollte glauben, daß die Promotion einen Blankoscheck für eine bessere Karriere darstellt.«²⁴ Laut Angaben des Instituts für Wissenschaftsberatung in Bergisch Gladbach erzielen allerdings in der Wirtschaft tätige Akademiker deutlich höhere Einkommen, wenn sie eine Promotion abgeschlossen haben; im Laufe ihres Arbeitslebens verdienen danach Promovierte – je nach Fachrichtung – mindestens 450 000 DM mehr als Akademiker ohne Dokortitel; besonders hoch seien die Einkommensvorteile bei Chemikern und Juristen, denen der Dokortitel durchschnittlich eine Million DM mehr Lebenseinkommen beschere.²⁵

Was speziell die Promotion von Juristen betrifft, so weist der Kieler Jura-Professor *Eugen D. Graue* unter der Überschrift »Objektive Entbehrlichkeit und subjektiver Reiz der rechtswissenschaftlichen Promotion« zutreffend auf den Unterschied zwischen Pflicht und Kür in der Juristenausbildung hin: »Beim langen Marsch durch die juristischen Ausbildungsgänge bilden die Erste und Zweite Juristische Staatsprüfung das *Pflichtprogramm*; wer diese Hürden nicht überwindet, kann die Metamorphose vom Menschen zum Volljuristen nicht zum Abschluß bringen. Die Promotion dagegen ist *Kür*; wer sie erstrebt leistet sich ein Abenteuer, das ihn möglicherweise viel Mühe, Zeit und Geld kosten wird und dessen Ertrag schwer voraussehbar ist. In den öffentlichen Dienst, in eine Anwaltskanzlei oder in die Rechtsabteilung eines Unternehmens gelangt der Berufsanfänger *auch ohne Doktorgrad*, sofern nur seine Prüfungsnoten den dortigen Maßstäben entsprechen. Der Doktorgrad wird in der Regel nur bei sonst gleicher Papierform einen Wettbewerbsvorteil darstellen... Als Faktor der Karriereplanung

eignet sich ein Promotionsvorhaben nur für denjenigen, der selbst das Unwägbare zu wägen versteht.«²⁶

Jedenfalls wird man gerade auch bei den Juristen die Vielfältigkeit ihrer denkbaren späteren Berufsfelder und die daraus resultierenden unterschiedlichen Anforderungsprofile zu berücksichtigen haben: Während in der Justiz und in der Verwaltung der Dokortitel in der Regel keine besondere Rolle für die Karrierechancen spielt (dagegen – unter höchst bedauerlichem Verstoß gegen das vom Grundgesetz vorgeschriebene Leistungsprinzip [Art. 33 Abs. 4 GG] – sehr häufig das richtige Parteibuch) erhöht eine Promotion die Berufschancen in Anwaltskanzleien spürbar: »Von vielen Sozietäten wird sie erwünscht – wenn nicht sogar erwartet. Dabei achten Arbeitgeber selten auf das Dissertationsthema. Sie sehen in der Promotion vor allem den Nachweis selbständigen Arbeitens – und der Hartnäckigkeit, ein Ziel auch über Durststrecken zu verfolgen.«²⁷ Von einer renommierten Hamburger Anwaltskanzlei wird berichtet, sie erwarte von ihren Wunschkandidaten Promotion, Auslandsaufenthalt, eine Persönlichkeit mit »Ecken und Kanten«, keinen glatten Einheits-Wirtschaftsjuristen.²⁸

Von anderen Berufen wird demgegenüber gesagt, in ihnen hätten »Einsteiger mit Promotion weniger Chancen als ohne, weil sie als überqualifiziert, praxisfern und übermäßig anspruchsvoll gelten«; dies betreffe vor allem Geisteswissenschaftler.²⁹ Auch im IT-Bereich gilt der Dokortitel nicht unbedingt als Karrierevorteil: Nach der IT-Studie des Staufenberg-Instituts kommt es den Unternehmen mehr auf das Praxiswissen an – ein Grund dafür, daß nur fünf Prozent der Informatikabsolventen promovieren; die Studie weist allerdings auch darauf hin, daß

der Anteil der Promovierten in den Führungsetagen der IT-Unternehmen überdurchschnittlich hoch ist.³⁰

Man müsste schon ein unverbesserlicher Idealist sein, um nicht zu erkennen, daß die Absicht von Doktoranden ihre beruflichen Karrierechancen zu verbessern, ein wichtiges Motiv für den Entschluß zu promovieren bildet. Jedoch wäre es zu einfach gestrickt, wollte man alle Promotionen allein auf dieses Karrieremotiv reduzieren. In vielen Fällen wird es sich vielmehr um ein Bündel von Motiven handeln, von denen ein wissenschaftliches Interesse an der Bearbeitung des Themas der Dissertation nicht zu gering eingeschätzt werden sollte. Bei Juristen spielt allerdings auch die Überbrückung der Wartezeit zwischen bestandener Erster Juristischer Staatsprüfung (dem sog. Referendarexamen) und dem Beginn des juristischen Vorbereitungsdienstes (dem Referendariat), die in einigen Bundesländern skandalös lang ist³¹, eine gewisse Rolle. Nicht selten werden die Motive sich auch im Laufe der Bearbeitungszeit verschieben; ein zu Beginn vorhandenes Motiv kann im Verlauf der Arbeit an der Dissertation hinter einem anderen, sich erst entwickelnden Motiv zurücktreten. Ein Doktorand oder eine Doktorandin können an einem ihnen zunächst spröde erscheinenden Thema »Feuer fangen«. Doktorarbeiten von herausragender Qualität werden ohne ein erhebliches Interesse an der wissenschaftlichen Bearbeitung des Themas kaum »produziert« werden können.